

# Glücksschmied und Schiffbruch

Reflexionen des Scheiterns zwischen Heinrich v. Kleist,  
Johann Gottfried Herder, Eberhard Werner Happel  
und Adam Olearius

---

Jörg Wesche

## I. SCHEITERN ZWISCHEN ARCHETYP UND HISTORISCHER ANTHROPOLOGIE

Scheitern ist menschlich. Leicht ist die ciceronianische *Erratum*-Formel zur anthropologischen Floskel abgewandelt. Sie sagt zwar wenig aus, doch lässt sich auch wenig gegen sie einwenden. Da sie dem Scheitern weder Anfang noch Ende setzt, legt sie es als *conditio humana* nahe. Tatsächlich scheint das Scheitern (gr. ἀποτυχία, lat. *neufragium*) archetypisch mit dauerhaften Narrativen verbunden. Beginnt man aus literaturgeschichtlicher Perspektive über sie nachzudenken, ist im europäischen Horizont zunächst wie immer die antike Mythologie ein sicherer Fundus. Das mythologische Archiv hält verschiedene Figurationen des Scheiterns, zumal des gescheiterten Hochmuts vor. Zu den nächstliegenden Beispielen zählen die Abstürze hochfliegender Söhne wie Ikaros und Phaeton, die Tantalus-Qualen des Sisyphos oder die mythische Zwickmühle von Skylla und Charibdis, an denen der unerfahrene Seemann Schiffbruch erleidet. Zu den Grundbedingungen dieser Erzählungen gehört neben der Verfehlung einer Zielvorgabe das Moment der Selbstverschuldung sowie der Endgültigkeit (meist des Todes), die im Fall des listigen Wettstreits des Sisyphos mit Thanatos noch über den Tod hinaus andauert und das immerwährende Scheitern als quälende Strafe vor Augen stellt. Natürlich haben solche Erzählungen auch in der Frühen Neuzeit ihr mythenallegorisches Fortleben. Das Emblembuch des Alciatus (1531) etwa

zeigt als Allegorie menschlicher Vermessenheit (*superbia*) einen frühneuzeitlich gewandeten Phaeton mit Pferdegespann, der im Ackerwagen die etwas skeptisch dreinblickende Sonne hinter sich herzieht. Jeremias Helds deutsche Übersetzung der *subscriptio* zum Emblem kommentiert den bevorstehenden Absturz des hochfliegenden Helios-Sohns in der zeitüblichen Manier des Knittelverses:

[...]  
Also werden gemeinlich geführt  
Durch glück biß an deß Himmels ziert  
Die großen Herrn so das jung Blut  
Vnd hoffart bey jn herrschen thut  
[...]<sup>1</sup>

Die moraldidaktische Engführung des heidnischen Mythos als christliche Demuts-Allegorie schärft dabei den Blick für die Frage nach der je spezifischen Geschichtlichkeit von Scheitern, die einer vermeintlich transhistorischen Gültigkeit solcher mythologischen Modelle zuwiderläuft und auf das historisch-anthropologische Erkenntnispotential von Scheitern verweist.

Vor diesem Hintergrund steckt sich die folgende Darstellung ein doppeltes Ziel. In zwei tentativen Annäherungen, die Kleist und Herder ins Zentrum stellen, werden zunächst allgemeine Überlegungen zum Scheitern aus der Perspektive des 18. Jahrhunderts vorausgeschickt, um einige Grundaspekte im diskursgeschichtlichen Feld zu bestimmen und einen historisch kontrastiven Vergleichshorizont zu eröffnen. Die beiden anschließenden Abschnitte sind auf die Barockzeit gerichtet und konzentrieren sich auf das Motiv des Schiffbruchs, da dieses im 17. Jahrhundert das Leitparadigma von Scheitern darstellt. Exemplarisch vertieft wird dies schließlich anhand der Berichterstattung über den Schiffbruch des Husumer Seemanns Volquard Iversen in der Südsee, der von 1655 bis 1668 in Diensten der Vereinigten Ostindien-Kompanie stand. Sein unter der Schirmherrschaft von Adam Olearius herausgegebener Reisebericht hat im 17. Jahrhundert einige Aufmerksamkeit erregt. Die abschließende Analyse legt den Fokus dabei auf einen Vergleich zwischen der autobiographischen Darstellung Iversens in der von Olearius besorgten Fassung

---

1 | Zitiert nach Henkel/Schöne (1996), Sp. 1615.

und der späteren journalistischen Berichterstattung in Eberhard Werner Happs *Größte Denkwürdigkeiten der Welt oder Sogenannte Relationes Curiosae* als bedeutendem Zeitschriftenprojekt um 1700.

## II. DAS GESCHMIEDETE GLÜCK DES LEBENS. ANNÄHERUNG ÜBER KLEIST

Wer gut plant, scheitert nicht. Daraus spricht ein Selbstvertrauen auf menschliches Kalkül, das gerade im 18. Jahrhundert nicht selten anzutreffen ist. Für die deutsche Literaturgeschichte gibt ausgerechnet der junge Heinrich v. Kleist ein Musterbeispiel, indem er munter eine Anleitung zum Glücklichein erdenkt, die ein Scheitern methodisch verhindern will. Seinerzeit noch beflügelt von aufklärerischem Tugendenthusiasmus widmet Kleist seinem Regimentskameraden Otto August Rühle von Lilienstern, der ihm später das gemeinsam mit Adam Heinrich Müller herausgegebene Kunstjournal *Phöbus* mitfinanziert, den Anfang 1799 entstandenen Aufsatz, *den sichern Weg des Glücks zu finden und ungestört – auch unter den größten Drangsalen des Lebens – ihn zu genießen!*<sup>2</sup> Sich selbst ebenso wie dem misanthropisch gestimmten Rühle verschreibt Kleist darin wortreich ausgegebene Rezepte einer auf Menschenliebe, innere Bildung, Mäßigung und Gleichmut gerichteten Lebensführung im Sinn der Tugendphilosophie des 18. Jahrhunderts. Zur Läuterung von Rühles Menschenhass entwirft Kleist dabei eine gemeinsame Reise, von der er sich »[t]ausend wohltätige Einflüsse« auf den Begleiter erhofft.<sup>3</sup> Auf diesem Weg soll menschliche Begegnung im Fremden das Humane hervorbringen. Mit der Analogie von Reise und Leben<sup>4</sup> richtet Kleist das Menschsein auf das Ziel eines diesseitigen Glücks, das in der eigenen Verantwortung liegt. Damit ist der Mensch bei Kleist der unfehlbaren Logik des planbaren Lebenslaufs unterstellt. Die Lebensrealität Kleists indessen ist bekanntlich eine andere. Denn als Resultat bleibt ein Werk, das sämtliche sicheren Wege gerade verlässt und wie kaum eines durch zerrüttende Wi-

2 | Zum Erstdruck kommt es allerdings erst posthum in der von Theophil Zolling besorgten Werkausgabe *Sämtliche Werke* (1885).

3 | Kleist, *Werke und Briefe* (2001), 315.

4 | Dazu etwa Schulz (2007), 89.

dersprüchlichkeiten, Kontingenz- und Krisenerfahrungen geprägt ist.<sup>5</sup> Anthropologiegeschichtlich entstehen kann der Glücksaufsatz des jungen Dichters gleichwohl für die historische Latenz eines rationalistisch geprägten Lebensmodells, das dem Einzelnen unter den säkularen Vorzeichen des Aufklärungsjahrhunderts die Heilswirkungen von allgemeiner Menschenliebe, Selbstermächtigung und Voraussicht verspricht, den Menschen im Gegenzug aber auch auf Erfolg verpflichtet. Im Entwerfen des eigenen Lebenslaufs als durchgeplanten Weg zum Glück fügt sich Kleist somit dem wirkungsmächtigen Schema einer persönlichen Erfolgsgeschichte, das als bipolares Basisnarrativ allerdings stets das Scheitern als Gegenstück bereithält. Die ausgeprägte Sensibilität Kleists hierfür scheint dabei in der überspannten Sprachemphase als »performativer Selbstwiderspruch« zum Ausdruck gebracht.<sup>6</sup> Man traut der enthusiastischen Rhetorik dieses Glücksapologeten nicht und wähnt sie vielmehr im Dienst verzweifelter Selbstüberredung.<sup>7</sup> Kurz gesagt ebnet Kleists sicherer Weg zum Glück letztlich auch dem Scheitern die Bahn. Die angesprochene Finalität erscheint dabei ebenso für den Erfolg wie für das Scheitern ambivalent, indem sie im Doppelsinn sowohl als sinnstiftende Ausrichtung des Lebens auf ein Ziel als auch als Setzung eines Schlusspunkts verstanden werden kann. Der Finalität als Handlungsmotivation von hinten<sup>8</sup> korrespondiert entsprechend eine Finalität als Endgültigkeit, die im Fall des Scheiterns – anders als bei der Panne, welche einen behebbaren Zwischenzustand bezeichnet – durch Unumkehrbarkeit trifft. Als Vorstellung hat Kleist die Totalität des Lebensglücks im Sinn. Das Streben danach wird buchstäblich als anthropologische Tatsache und zwanghafter Wunsch von der Geburt bis zum Tod gesetzt:

Denn glücklich zu sein, das ist ja der erste aller unsrer Wünsche, der laut und lebendig aus jeder Ader und jeder Nerve unseres Wesens spricht, der uns durch den ganzen Lauf unseres Lebens begleitet, der schon dunkel in dem ersten kindischen

---

**5** | Die Forschung hat als biographischen Scheitelpunkt vor allem die Erkenntnis-  
krise in Kleists Auseinandersetzung mit der Philosophie Kants im Frühjahr 1801  
benannt. Vgl. unter den neueren Arbeiten Hansen (2005).

**6** | Fleig (2009), 329.

**7** | Ähnlich auch die Argumentation bei Dehrmann (2007).

**8** | In Anlehnung an das Konzept des mythischen Analogons bei Lugowski (1994),  
61-81.

Gedanken unsrer Seele lag und den wir endlich als Greise mit in die Gruft nehmen werden.<sup>9</sup>

Die Kehrseite ist ein finales Versagen, das auf die Lebensspanne bezogen und selbstverschuldet ist. Man kann diese Form als biographisches Scheitern bezeichnen und konzeptionell von einem partiellen Scheitern, das als Teilaspekt wiederum den Bezug auf eine Ganzheit impliziert, sowie einem projektbezogenen Scheitern differenzieren, das die Relation zum limitierten Einzelfall zum Ausdruck bringt (mitzudenken sind neben der individuellen Bedeutung freilich kollektive und institutionelle Möglichkeiten von Scheitern wie beispielsweise die gescheiterte Partei). Geläufig ist im Sinn der biographischen Variante etwa die Redeweise von der ›gescheiterten Existenz‹, während für die partielle und projektbezogene Form jeweils eine stärkere Akzentsetzung auf entweder den persönlichen oder sachlichen Charakter des Scheiterns (wer ist gescheitert oder was?) möglich ist (vgl. z.B. ›Scott ist am Nordpol gescheitert‹ im Gegensatz zu ›Scotts Nordpolexpedition ist gescheitert‹). Ähnlich gibt etwa das *Lexikon für Theologie und Kirche* an:

Scheitern an einer den Menschen in seinen konkret lebbareren Möglichkeiten überfordernden, schicksalhaften Situation (→Schicksal) wird unterschiedlich einschneidend erfahren: als Scheitern eines Projekts, einer (beruflichen) Lebensperspektive, einer Beziehung, eines Lebensentwurfs oder Selbstkonzepts (→Identität), schließlich als das Scheitern des institutionalisierten Entwurfs einer gesellschaftlichen (auch kirchlichen) Gruppenidentität.<sup>10</sup>

Ist das biographische Modell der erfolgreichen oder gescheiterten Lebensspanne ideengeschichtlich durchaus eng mit der Aufklärungsbewegung, besonders ihrer forcierten Aufforderung zur Mündigkeit verbunden, kennt das 18. Jahrhundert selbstverständlich auch die partielle und projektbezogene Verwendung, wie sie vor allem im stehenden Ausdruck des ›Projektemachers‹ verbreitet ist und historisch diskutiert wird.<sup>11</sup> Auch

**9** | Kleist (2001), 308f. Dazu auch Fleig (2009), 329.

**10** | Werbick (2000).

**11** | Vgl. hierzu den Beitrag von Stefan Brakensiek in diesem Band. Für eine kulturgeschichtlich übergreifende Sondierung des Feldes Krajewski (2004). Vgl. darin zur Frühen Neuzeit besonders den Beitrag von Thomas Brandstetter über dis-

Kleist kann als Projektemacher gesehen werden, der – denkt man z.B. an die Pleite seines *Phöbus* im Dezember 1808 – dabei nicht zuletzt scheitert. Sein früher Plan zum Glück jedoch ist auf die Lebensspanne angelegt. Natürlich wird man vom Standpunkt historischer Rückschau aus nicht sagen können, dass Kleist als Dichter gescheitert sei. Im Maßstab des eigenen Lebensentwurfs jedoch verfehlt das Glücksrezept sein Ziel.

### III. ANERKANNTES SCHEITERN UND SCHICKSAL ALS SELBSTBESTIMMUNG. ANNÄHERUNG ÜBER HERDER

Mit der Abwägung des Einzel Lebens nach der bilanzierenden Polarität von planbarem Erfolg oder selbstverschuldetem Misserfolg rückt Voraussicht in den Blickpunkt. Im Zeithorizont Kleists lässt Johann Gottfried Herder in einer kleinen Gesprächsfiktion das komplementäre Brüderpaar Prometheus und Epimetheus als Anwälte von *Voraussicht und Zurücksicht*<sup>12</sup> gegeneinander antreten. Gemäß seiner mythologischen Herkunft verteidigt Prometheus die Voraussicht; ähnlich wie bei Kleist ist sein Glaube an ihre Überlegenheit ungebrochen:

Vorsicht ist dem Menschen nöthig: sie erspart ihm jene ganze Phrygische Kunst ›durch Schaden klug zu werden‹, die einzige und doch auch seltn e Kunst der Thoren –<sup>13</sup>

Epimetheus hingegen verteidigt seine rückblickende Kunst:

Ich glaube, daß eine kluge Vorsicht nur aus einer überlegenen Zurücksicht entspringe, daß man aus vielen erlebten Fällen doch endlich einmal lerne, wie man bei künftig zu erlebenden Fällen handeln möge.<sup>14</sup>

---

kursive Strategien der Plausibilisierung, die auf die Entkräftung von Vorbehalten gegenüber der Existenz und Funktionstauglichkeit von Dampfmaschinen um 1700 zielen.

**12** | So der programmatische Titel des Gesprächs.

**13** | Herder (1795), 71.

**14** | Herder (1795), 72 (Hervorhebung im Original).

Als Schlichterin muss am Ende Pallas Athene die Waagschale zwischen den streitenden Brüdern ins Lot bringen, indem sie Prometheus mit der Kürze der menschlichen Lebensspanne die Begrenztheit planender Voraussicht entgegenhält und auf die Tugend verweist, »ein kühnes Unternehmen durch Klugheit zu beschränken, Hoffnungen durch Erfahrung zu beflügeln und anzuordnen.«<sup>15</sup> Dichtungsgeschichtlich nimmt die Größe prometheischer Autonomie im 18. Jahrhundert wohl am nachdrücklichsten in Goethes zwischen 1772-1774 verfasster *Prometheus*-Hymne Gestalt an, die den Zeus-Verächter als aufrührerische Ikone des Sturm und Drang-Genies vor Augen stellt. Schon bei Herder wird sie jedoch, wie das Beispiel zeigt, im Schiedsspruch Athenes durch epimetheische Erfahrung beschränkt. Das Scheitern weiß nur der zurückschauende Bruder zu nutzen, indem er die von Prometheus als Torheit verschmähte Kunst der aus dem Schaden gezogenen Klugheit beherrscht. Aus systematischer Perspektive führt die Figurenkonstellation bei Herder damit auf die Frage nach den Konsequenzen des Scheiterns, die hier nicht im Sinn einer Kränkung als Folgeerscheinung gegeben wird, welche das Scheitern als unerwünschte Fehlbarkeit und persönliches Versagen bloßstellt, sondern im projektbezogenen Maßstab auf die Anerkennung des Scheiterns als klugem Ratgeber zielt. Insofern steht Epimetheus für eine Logik des Scheiterns ein, welche die Auseinandersetzung mit Fehlschlägen auf das Ziehen von Schlussfolgerungen verpflichtet. Besonders Prometheus als mythische Figuration der Voraussicht hebt zudem unmittelbar das Moment der Selbstbestimmung ins Licht, wie auch Goethe seinen Prometheus die Selbstbeschwörungsformel aufsagen lässt »Hast du nicht alles selbst vollendet,/Heilig glühend Herz?« und in der berühmten Schlussstrophe jedwede göttliche Schicksalsmacht aus dem eigenen wie dem menschlichen Leben verbannt:

Hier sitz' ich, forme Menschen  
Nach meinem Bilde,  
Ein Geschlecht, das mir gleich sey,  
Zu leiden, zu weinen,  
Zu genießen und zu freuen sich,

Und dein nicht zu achten,  
Wie ich!<sup>16</sup>

Die entsprechende Lebensvorstellung ist sprichwörtlich: Jedermann sei seines Glückes Schmied.<sup>17</sup> Im Gegensatz zum verbrieften Glück der durchgeplanten Lebensspanne bei Kleist tritt in Herders Vorstellung vom selbstverantworteten Schicksal wie dargestellt allerdings das rückblickende Moment der Erfahrung durch Fehlschläge hinzu. Die Entscheidung über Erfolg oder Scheitern ist vom vermittelnden Standpunkt Athenes dabei an die persönliche Balance zwischen Vor- und Rücksicht gebunden. Erst die Verbindung beider Sichtweisen kann Souveränität über das eigene Schicksal begründen, wobei die »Umstände«, »unter welchen der Erfolg menschlicher Entschlüsse wirklich wird« aus Sicht Athenes noch im »Schooß der Götter« ruhen.<sup>18</sup>

Gibt der mythische Dialog Herders ein wichtiges Beispiel für die Anerkennung von Scheitern im literaturgeschichtlichen Horizont des 18. Jahrhunderts, ließe sich in einer hier nicht zu leistenden Weiterführung prüfen, inwiefern seinerzeit auch eine Ästhetik oder Poetik des Scheiterns reflektiert wird. Ein Indiz in dieser Richtung liefert Lessing in seinem Fragment gebliebenen (gleichsam selbst gescheiterten<sup>19</sup>) Gedicht über die Mehrheit der Welten, welches die Schönheit des scheiternden Luftschiffers im Weltraum sentenzhaft in einer gewandten *figura etymologica* bedichtet:

[...]  
Behertzter als Kolumb, tret ich den Luftweg an,  
Wo leichter als zur See die Kühnheit scheitern kann.

**16** | Text nach Goethe (2007), 235. Zur poetologischen Dimension der Schöpferpose ausführlich z.B. Neymeyr (2003).

**17** | Die phraseologische Belegliste im Grimm'schen Wörterbuch enthält für das Deutsche bezeichnenderweise literarische Belege seit dem 18. Jahrhundert (bei Musäus und Goethe; vgl. Jacob & Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 15 (1899), Sp. 1057). Im Lateinischen lässt sich eine vergleichbare Wendung bis Appian Claudius Caesur (307 v. Chr.) zurückverfolgen (vgl. Röhrich, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 2 (1973), 864).

**18** | Ebd., 74.

**19** | Vgl. zum Fragment als Textfigur des Scheiterns in der Frühen Neuzeit den Beitrag von Jens Martin Gurr in diesem Band.



Mag doch die Sinnlichkeit des frommen Frevels fluchen!  
 Genug, die scheitern schön, die scheiternd Welten suchen.  
 [...] <sup>20</sup>

#### IV. FRÜHNEUZEITLICHES SCHEITERN ALS SCHIFFBRUCH

Das Programm einer selbstbestimmt entwerfenden Lebensauffassung, die das Scheitern durch vorausschauende Planung entweder methodisch suspendiert (Kleist) oder es im Sinn erfolgsorientierter Erfahrung als Optimierungsinstrument anerkennt (Herder), scheint nun zur Beschreibung von Scheitern im 17. Jahrhundert in vielen Bereichen ein unhandliches Konzept. Dies liegt vor allem an der konfessionell übergreifend verbreiteten Schicksalssemantik der Frühen Neuzeit, nach der Jedermann der göttlichen Vorsicht (*providentia dei*) und den Wechselfällen des Glücks (*fortuna*) ausgeliefert ist.<sup>21</sup> Im reformatorischen Kontext etwa erlangt die Prädestinationslehre Luthers Bedeutung, nach der – wie besonders der Traktat über den geknechteten Willen (*De servo arbitrio*, 1525) wirkungsmächtig darlegt – das persönliche Seelenheil durch menschliche Willenskraft unangetastet bleibt und nur durch die Gnade Gottes zuteilwird. Diese christlichen Rahmenbedingungen lassen den Einzelnen weniger scheitern, sondern ermuntern ihn vielmehr zu neustoischer Duldung und bußfertiger Lebensführung. Ein von übergeordneten Schicksalsmächten befreites Konzept erfolgsorientierter Lebensführung, wie es Kleist vorschwebt, will sich daher nicht ohne weiteres in die Zeit fügen. Hierzu passt die Tatsache, dass Scheitern selbst in der Frühen Neuzeit offenbar selten zur Sprache gebracht wird, die Diskursivierung des Feldes somit vergleichsweise schwach ausgeprägt ist. Der Diskurs der Macht hält

**20** | Lessing (1970), 187. Vgl. Lessings kritische Auseinandersetzung mit dem gescheiterten Lehrgedicht im elften *Brief* in Lessing (1972), 294-295. Über den astronomiegeschichtlichen Hintergrund der kopernikanischen Vorstellung von der Mehrheit bewohnter Welten und Lessings Glauben an eine »[i]nterplanetarische Palingenese« nach dem Tode informiert Guthke (2003), 39.

**21** | Zur zentralen Stellung des Vorsehungsmodells im frühneuzeitlichen Weltverständnis etwa Hille (2010), 15. Die Möglichkeit, die Kategorie des Scheiterns zur Analyse frühneuzeitlicher Konfessionsgespräche einzusetzen, erprobt der Beitrag von Marcel Nieden in diesem Band.

das Scheitern nach der Notwendigkeit des Selbsterhaltungsgesetzes von sich, verneint es und münzt es aus Stabilisierungsgründen durch *auctoritas* gar in Legitimation um. So lässt der englische König das 1666 fahrlässig niedergebrannte London beispielsweise als göttliche Strafe und sogar Schicksalsglück einer *tabula rasa* erscheinen, auf der Neues entstehen kann.<sup>22</sup> Auch in der deutschen Dichtung der Frühen Neuzeit sucht man explizite Verhandlungen des Scheiterns weithin vergebens. Biographisches Versagen gestaltet modellhaft vielleicht am deutlichsten das Genre des Schelmenromans. Einschlägig ist z.B. Grimmelshausens *Courasche*-Roman (um 1669), der die Lebensreise der im Titel als »Erzbetrügerin und Landstörtzerin« diffamierten Heldin durch halb Europa nacherzählt und unter die Vorzeichen eines sozialen Abstiegs setzt. Die trotzig Selbstermächtigung der Frauenfigur, die ihre Lebensbeschreibung agonal gegen ihre Darstellung in Grimmelshausens *Simplicissimus* (1668) anlegt, führt wie in einem Stationendrama gewissermaßen von einem Scheitern zum nächsten. Ihre Versuche, sich dem begrenzten Spielraum weiblicher Handlungsmöglichkeiten unter den Bedingungen des Krieges zu entziehen, indem sie Hosen anzieht, sich einem Kriegstross anschließt und sich in den nachfolgenden Abenteuern durch aktive Lebensführung um Sicherheit und Profit bemüht, schlagen letztlich sämtlich fehl. So kündigt bereits die Titelei des Romans mit den Worten »Wie sie anfangs eine Rittmeisterin/hernach eine Hauptmännin/ferner eine Leutenantin/bald eine Marcketenterin/Mußquetirerin/und letztlich eine Ziegeunerin abgeben« an, dass sie den Wechselfällen des Glücks hilflos ausgeliefert ist und ihre rettenden Lebenspläne schrittweise versagen.<sup>23</sup>

Zwar mag man aus der Erzählfiktion ein Narrativ des Scheiterns abstrahieren können, doch fällt der Begriff selbst bei Grimmelshausen nicht. Aus schlicht wortgeschichtlicher Perspektive ist für die Frühe Neuzeit ohnehin zu beachten, dass ›Scheitern‹ im Deutschen noch nicht als verblasste Metapher im Gebrauch ist. Zwar ist das schwache Verb ›scheitern‹ als Verkürzung der früheren Wendung ›zu Scheitern werden‹ eine Bildung des 16. Jahrhunderts, doch wird es zuallererst von »Fahrzeugen und Schiffen gesagt, die in Stücke (Scheiter, s. Scheit) brechen.«<sup>24</sup> Wenn

**22** | Vgl. hierzu den Beitrag von Christoph Heyl in diesem Band.

**23** | Grimmelshausen (2007), 11. Zum Problem der narrativen Bewertung der Figur Streller (2002).

**24** | Kluge (1989), 628.

etwas in Analogie zu diesem Bildfeld ›scheitert‹, heißt das in der Frühen Neuzeit zunächst einmal, dass es – so wie etwa bei dem genannten Brand von London – zerstört wird. In den meisten Fällen bleibt die Bezeichnung allerdings auf die Schifffahrt bezogen.<sup>25</sup> Verwendungsnachweise für scheiternde Personen oder Abstrakta sind wiederum eine Sache des 18. Jahrhunderts, besonders der Goethezeit (Schiller lässt z.B. Wallensteins Glück an Stralsund scheitern).<sup>26</sup> Auch ein Blick in die deutsche Barockpoesie bestätigt den lexikographischen Befund. Die Bildlichkeit des Scheiterns ist in der Dichtung des 17. Jahrhunderts durchweg an den Schiffbruch gebunden. Stellvertretend verdeutlicht dies das Sonett *An den Erlauchten Unglückseligen* von Andreas Gryphius, das den Schiffbruch als Daseinsallegorie entwirft, welche statt blumiger Weltsicht die leidvolle Ernsthaftigkeit des Lebens ins Bild setzt:

Held/den rauh unglücklich seyn Unglück überwinden lehret;  
 Der du rauher Donner Macht  
 Unerschrockt in Noth verlacht/  
 Blicke diesen Schauplatz an/drauf man nichts denn Unglück höret/  
 Schau hier scheitert Kiel und Mast/weil sich Sturm auf Stürme mehret/  
 Der besteynten Scepter Pracht/  
 Stuhl und Crone bricht und kracht/  
 Weil der Fall die Eitelkeit mit Blut/Brand und Folter ehret.  
 Du senckst den Ancker selbst in bittere Teuffen ein/  
 Bejammre denn mit mir die unerhörte Pein  
 Der Seelen/die in Ach in Leid und Todt verschmachten.  
 Man rühme wie man wil/ein Blumen=reiches Feld/  
 Wer alles überlegt/wird/tieff=gesinnter Held/  
 Für leichter Rosen Lust die ernsten Disteln achten.<sup>27</sup>

**25** | Vgl. die frühneuzeitlichen Belege bei Jacob & Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 14 (1893), Sp. 2483-2484.

**26** | Entsprechende Belege bei Schiller, Klinger, Jean Paul, Goethe und Zachariä, ebd. (1893), Sp. 2483.

**27** | Gryphius (1963), 119. Der Kommentar bezieht den Sonetttitel auf den Gesellschaftsnamen von Johann Wilhelm von Stubenberg als Adressaten, der in der Fruchtbringenden Gesellschaft als Übersetzer angesehen war (vgl. ebd., 251).

Charakteristisch sind hierbei vor allem die Verse

Blicke diesen Schauplatz an/drauf man nichts denn Unglück höret/  
 Schau hier scheitert Kiel und Mast/weil sich Sturm auf Stürme mehret/

in der Übergangsstellung zwischen den Quartetten. Wird das Scheitern darin zweifach durch Anschauungsmotive gerahmt (»Blicke diesen Schauplatz an« und »Schau hier scheitert Kiel und Mast«), sind damit Schiffbruch- und *theatrum mundi*-Metapher im Sonett auf zeittypische Weise miteinander verbunden. Damit steht der Text durchaus in der metaphorologischen Tradition des »Schiffbruchs mit Zuschauer«, die Hans Blumenberg von der Antike bis in Moderne als Daseinsparadigma nachverfolgt und den theatralischen Standpunkt des sicheren Betrachters dabei als Bedingung legitimer Neugierde beschrieben hat.<sup>28</sup> Auch das Barocksonett verschiebt die Katastrophe des Scheiterns in die Schauanordnung der Tragödie, die das Einzelschicksal dabei allegorisch ins Allgemeingültige transponiert. Wie bei Gryphius bezeichnet der Schiffbruch in der Poesie des 17. Jahrhunderts entsprechend nicht das besondere oder »un-vorsichtige« Scheitern des Individuums, sondern im übertragenen Sinn das Scheitern des menschlichen Lebens im Tode. Prägnant dichtet etwa Paul Fleming in seiner Alexandriner-Paraphrase des 130. Psalms zur Luther-Übersetzung eigenständig die Verse hinzu: »HERR/HERR/wer wird vor dir in seinem Thun bestehen./Wir müssen allesamt auff eins zu scheitern gehen.«<sup>29</sup>

**28** | Blumenberg (1979), 44-45.

**29** | Fleming (1986), 6. Weiterführend Fromholzer/Wesche (2012). Geradezu als glückliche Ankunft gestaltet den Tod eines Schiffbrüchigen dann Lessings *Grab-schrift eines Unglücklichen, welcher zuletzt in einem Schiffbruche umkam*:

»Hier warfen mich die Wellen an das Land.  
 Hier grub mich tot, mit frommer Hand,  
 Ein Fischer in den leichten Sand

Dein Mitleid, Leser, ist bei mir nicht angewandt!  
 Im Sturme scheitern und ersaufen,  
 Hieß mir Unglücklichem, mit Sturm in Hafen laufen.«  
 (Lessing [1970], 23).

## V. UNGESCHÖNTE REDE, ERBAUUNGSMOTIVIK UND ÖKONOMISIERUNG DES SCHEITERNS

DARSTELLUNGSVARIANTEN VON VOLQUARD IVERSENS SCHIFFBRUCH  
IN DER SÜDSEE BEI ADAM OLEARIUS UND EBERHARD WERNER HAPPEL

Verlässt man schließlich den Bereich der Dichtung, hat das Thema »Scheitern« auf Grund der engen Kopplung an das Bildfeld des Schiffbruchs in der Barockzeit eine deutliche Schlagseite zum Reisebericht.<sup>30</sup> Gerade das Meer – bis ins Mittelalter vor allem als fundamentale Grenzscheide gedacht – wird im Zeitalter der großen Entdeckungen zunehmend nicht mehr als »Trennungsraum«, sondern als »Verbindungsraum« aufgefasst, der die menschliche Wissbegierde fordert und bereist sein will.<sup>31</sup> Entsprechend steht das Genre in der Frühen Neuzeit allgemein im Aufwind.<sup>32</sup> Der Schiffbruch des Husumer Seemanns Volquard Iversen in der Südsee ist geeignet, um anhand eines realen Beispiels für das Scheitern im Wortsinne die autobiographische und journalistische Darstellung in Eberhard Werner Happels Wochenschrift *Größte Denkwürdigkeiten der Welt oder sogenannte Relationes Curiosae* vergleichend in den Blick zu nehmen.

Zur Klärung des historischen Sachverhalts sei die autobiographische Darstellung Iversens als Ausgangspunkt gewählt. Die Veröffentlichung der Memoiren verdankt sich Adam Olearius, der – bekanntlich selbst Verfasser einer der bedeutendsten Reiseberichte der Barockzeit<sup>33</sup> – mit Interesse auf die Erlebnisse Iversens als Landeskind des Herzogtums Schleswig stößt. In seinen 1669 herausgegebenen *Orientalische[n] Reise-Beschreibungen* folgen Iversens Erinnerungen dabei den in vieler Hinsicht ähnlichen, jedoch weitaus umfangreicheren Reiseschilderungen seines Landsmanns Jürgen Andersen. Olearius hat die Entstehung der beiden ungelehrten Berichte<sup>34</sup> auf Schloss Gottorf koordiniert, in allen Stadien begleitet, redigiert und ergänzt. Ist die veröffentlichungsreife Ausfertigung der teils handschriftlich, teils mündlich vermittelten Erlebnisse von An-

**30** | Das Misslingen von frühneuzeitlichen Reiseunternehmungen als Ganzes erörtern die Beiträge von Claudia Claridge und Frank Erik Pointner in diesem Band.

**31** | Jahn (1993), 351.

**32** | Zur gattungsgeschichtlichen Orientierung immer noch instruktiv Brenner (1990).

**33** | Vgl. Olearius (1656). Zur Bedeutung grundlegend Starck (1994), Kap. 2.

**34** | Zur Charakteristik der ungelehrten Perspektive ebd., 99-105.

dersen und Iversen daher wesentlich durch ihn verantwortet, reizt Olearius gerade die »individuelle Erlebnisstruktur, der er als Gelehrter und Mitglied der Fruchtbringenden Gesellschaft aus Gründen der praktischen Benutzbarkeit und der ästhetischen Vorgaben weitergehend entzogen hatte.«<sup>35</sup> Entsprechend präsentiert er beide Texte aus Authentizitätsgründen im autobiographischen Modus der Ich-Perspektive. Man erfährt im kürzeren Bericht Iversens, wie der um 1630 geborene Husumer Buchbinder sein Handwerk an den Nagel hängt und 1655 als Söldner bei der Vereinigten Ostindien-Kompanie anheuert, um die Welt kennenzulernen. Nach seinem fünfjährigen Pflichtdienst auf den Molukken, deren Flora, Fauna und Einwohnerkultur er recht ausführlich beschreibt, tritt er, da er seine neugierige Reiselust gestillt glaubt, am 23. Dezember 1661 von Batavia aus mit einer holländischen Flotte aus sieben Schiffen unter dem Kommando von Admiral Arnout de Flaming von Outshorn die Heimreise an.<sup>36</sup> Sein Schiff, die »Arnheim«, gerät jedoch in einen heftigen Sturm und geht unter. Ein Teil der Mannschaft rettet sich im mitgeführten Beiboot und schafft es nach zehn Tagen ungewisser Fahrt bis nach Mauritius, wo sie in kleinere Gruppen aufgeteilt mehrere Monate beispielsweise durch die Jagd auf die endemischen Dodos und dank der vorübergehenden holländischen Besiedelung, durch die u.a. Ziegen eingeführt sind, unter günstigen Umständen überleben.<sup>37</sup> Als schließlich ein englisches Schiff die Insel anläuft, lässt Iversen sich mitnehmen. Über Umwege gelangt er zurück nach Batavia, wo er weitere viereinhalb Jahre im Dienst der Kompanie steht. 1667 nimmt er seinen zweiten Abschied und kehrt 1668 über Amsterdam nach Husum zu seinem Vater zurück, der ihn längst tot geglaubt hatte.<sup>38</sup>

**35** | Ebd., 105.

**36** | Bestehend aus den Schiffen »Wapen von Holland«, »Arnheim«, »Printz Wilhelm«, »Printz Royal«, »Marseveen«, »Der Phönix« und »Der gekrönte Löwe«. Zitiert nach dem Originaldruck von Olearius (1669), 188. Im Folgenden abgekürzt unter der Sigle *OT* im Haupttext zitiert.

**37** | Das nach Moritz von Oranien benannte Mauritius selbst (s. »Moritz-Insel«) ist zwar seit 1638 niederländische Kolonie, bleibt auf Grund der schwierigen Lebensverhältnisse jedoch nicht durchgehend besiedelt. 1710 wird es von den Niederländern aufgegeben und 1715 von den Franzosen annektiert (vgl. Palmyre [2009], 14-15).

**38** | Dort hält es den erfahrenen Ostindienfahrer allerdings nicht lange, da er sein altes Handwerk wegen des Verlusts eines Daumens im Kriegsdienst nicht mehr

Bemerkenswert ist bei der narrativen Vermittlung der Abenteuer-geschichte die Genauigkeit und dramaturgische Anschaulichkeit der chronologischen Darstellung, die Iversens Ostindien-Erfahrungen auf immerhin gut 40 Folio-Seiten in repräsentativer, zum Teil illustrierter Ausstattung entfaltet. Fokussiert man auf die Schilderung des Schiffs-untergangs, sorgt die autobiographische Perspektive eindrucksvoll für glaubhafte Vergegenwärtigung. Iversen erzählt, wie nach mehreren Ta-gen anhaltenden Sturms die Ladung verrutscht, die Ruderpinne bricht und das Schiff schließlich manövrierunfähig in der See schlingert:

Ob sie zwar sich eusserst bemüheten/eine andere Pinne wieder einzumachen/kunten sie in dem Sturm doch nicht. Wir hatten die Lucken zwar mit Theertücher gnugsamp verwahret/kunte aber nicht viel helfen. Das Wasser kam unten und oben ins Schiff/und schwommen auff dem Überlauff die Kisten herumb/und stieffsen etliche Personen zu Boden/nicht ohne sonderliche beschädigung. Die Völker hatten sich die gantze Nacht biß folgenden Mittag mit pumpen und auß-giessen gantz abgemattet/kunten auch nicht zu speisen kommen. Es wurden am Bort große Löcher gehauen/daß das Wasser ablaufen kunte. (OT, 189)

Die Passage zeigt die anschauliche, auf Kürze und Schnelligkeit angelegte Erzählweise, in welcher der bevorstehende Schiffsuntergang vermittelt wird. Im Wechselspiel von erlebender Ich- und einschließender Wir-Perspektive entsteht dabei ein *in situ*-Effekt, der den Leser zum gespannten Be-trachter des verzweifelten Überlebenskampfes macht und somit wiederum als Blumenbergs Daseinskonstellation des Schiffbruchs mit Zuschauers beschreibbar ist. Entsprechend lenkt die situative Repräsentation immer wieder auch auf die allegorische Bedeutungsdimension des Geschehens, in dem der gleichsam miterlebende Leser die Erfahrung der rettend ein-greifenden Hand Gottes in auswegloser Situation machen kann. So be-richtet Iversen, wie die eingeleiteten Hilfsmaßnahmen sämtlich versa-gen, die Mannschaft ihren Kampf gegen die Schicksalsmacht des Meeres aufgibt<sup>39</sup> und sich der Naturgewalt sodann erschöpft ausliefert:

ausüben kann. Noch im gleichen Jahr bricht er wieder nach Batavia auf, wo sich seine Spur schließlich verliert. Ausführlich informiert Lohmeier (1980).

**39 |** Für das wechselhafte Schicksal des Seefahrers trifft hier die hergebrachte Vorstellung einer *fortuna di mare*. Die lauernden Gefahren des launischen Mee-res erfordern dabei menschliches Risikokalkül und die Fähigkeit, der Naturgewalt

Wir warffen viel Reiß und andere Wahren über Bort/umb das Schiff zu leichtern/ aber vergebens/wollten auch die schweren Ancker und etliche Stücken oder Geschütze/so am Steurbort stunden/über Bort werffen, setzen alle unsere Hände an/und bemüheten uns aufs eusserste/solches zu verrichten, aber das schlenckernde Schiff wolte es nicht zulassen/dann der Sturm bliebe einerley: wir hieben auch den grossen Maß[t] über Bort/weil er das Schiff beschwerete/in meynung/ das Schiff sollte sich erheben/aber auch vergebens. Der Pfeffer machete auch die Pumpen unklar/daß wir sie nicht mehr gebrauchen kunten/da sahen wir einander an/ließe die Hände und Muth sincken/dann wir kunten uns nichts als den bald folgenden bitteren Tod einbilden. (OT, 189)

Gegen das Wechselglück des Meeres (*fortuna*) bleibt in diesem Moment nur die Anrufung der höheren Gewalt des göttlichen Schicksals (*fatum*): »Hier hatten wir niemand als Gott über uns/von dem wir Hülffe und Errettung zu gewarten hatten.« (Ebd.) Kurzerhand wird die bußfertige Haltung auch belohnt, und die Mannschaft setzt auf »Gottes Gnade und Hoffnung« hin die mitgeführte »Schute« aus (ebd.). Dank der helfenden Hand Gottes gelingt schließlich die Entfernung vom sinkenden Schiff und die rettende Fahrt nach Mauritius beginnt.

Die detaillierte Schilderung des Schiffbruchs und der anschließende unverhüllte Bericht über die inhumanen Ereignisse im Beiboot, in dem man zur Verbesserung der Überlebenschancen u.a. beschließt, 18 Personen lebendig über Bord zu schicken, und versucht, sich über mehrere Tage durch Urin trinken zu erhalten, zeichnet nicht zuletzt ein ungeschöntes Bild der Lebensumstände solcher Seeleute, von denen in der historischen Rückschau insgesamt nur etwa jeder Dritte im Dienst der Ostindien-Kompanie überlebte.<sup>40</sup> Iversens offener Bericht mag insofern

---

durch instrumentelle Vernunft zu begegnen. Dazu umfassend Wolf (2013). Die Studie entfaltet den Topos und seine literaturgeschichtliche Bedeutung für die Vermittlung des Meeres als Experimentierfeld zwischen Technik und Poetik diachron bis hin zu einem »Ethos des Scheiterns«, in der Moderne (ebd., 257). Wolf bringt darin u.a. auch die Entstehung des Versicherungswesens mit der Seefahrt in Verbindung und beschreibt eine »Geburt der Versicherung aus der maritimen Gefahr« (ebd., 89).

**40** | Vgl. Driessen (1996), 140-141, der zudem angibt, dass auf Grund der schlechten Lebensumstände »40 Prozent der Matrosen und 60 Prozent der Soldaten der VOC« Ausländer waren (ebd., 148).



auch ein Beleg für eine unzensierte Auslandsperspektive sein, die Kritiker der VOC im 17. Jahrhundert durchaus suchten.<sup>41</sup> Im Zentrum steht jedoch die Gestaltung als Rettungserzählung, die auf die göttliche Vorsicht (*providentia dei*) verweist und der christlichen Erbauung (*aedificatio*) des Lesers im angeschauten Scheitern dient. Besonders prägnant gebündelt erscheint diese über den Gesamttext ausgespannte *moralisatio* in dem vermutlich von Olearius beigelegten gnomischen Epigramm *An den Leser*, das die vor Augen gestellten Reiseerlebnisse von Andersen und Iversen emblematisch in der gelehrten Norm des Alexandriners engführt:

Der Leser wird nicht viel von einem Pilgram lesen/  
 Der so weit aus dem Land' und in Gefahr gewesen/  
 Da Leben und der Todt sich ziehen bey der Hand/  
 Als es an diesem Paar durch diß Buch wird bekand.  
 Man sihet wie die Hand des Höhesten kann walten/  
 Die kann/wo niemand kann/in höchster Noth erhalten.  
 Diß/daß mans glauben soll/hat Gott darumb gethan:  
 Wo Menschen Hülff erstirbt/fängt Gottes Hülff erst an. (OT, 223)

Der in der Bearbeitung von Olearius hervorstechenden Ausrichtung der autobiographischen Erzählung Iversens als Erbauungsbuch sei nun abschließend ein vergleichender Ausblick auf die journalistische Verwendung der Rettungsgeschichte bei Eberhard Werner Happel (1647-1690) zur Seite gestellt.

Auch Happel scheint schlicht biographisch von den Möglichkeiten des frühneuzeitlichen Fernreisens fasziniert. Als studierter Mediziner und Jurist der Universität Marburg bricht er nach einer Anstellung als Hauslehrer im Jahr 1668 nach Norddeutschland auf, um ähnlich wie Andersen und Iversen in der Handelsschiffahrt anzuheuern. Nachdem sämtliche Versuche in dieser Richtung jedoch misslingen, lässt er sich in Hamburg

**41** | So schreibt Driessen z.B. über eine 1670 in Amsterdam erschienene Sammlung deutscher Reiseberichte: »J. H. Glazemaker übersetzte Berichte deutscher Compagnie-Diener, da diese vieles beschrieben, wovon die anderen keine Meldung machen (ebd., 35, Hervorhebung im Original zur Markierung des Glazemaker-Zitats). Dass auch der kurz zuvor erschienene Bericht Iversens Eingang in die Sammlung gefunden hat, ist wahrscheinlich, konnte jedoch nicht nachgeprüft werden, da der Originaldruck nicht zugänglich war.

nieder, verlegt sich auf das Schreiben und etabliert sich schließlich als einer der meistgelesenen Unterhaltungsschriftsteller des 17. Jahrhunderts. Seiner in die Ferne schweifenden Imaginationskraft entspringen mehrere Romane,<sup>42</sup> die als literarische Welterschließung und geographische Unterweisung für die Jugend dienen sollen.<sup>43</sup> Hinzu kommt jenes Zeitungsprojekt der *Relationes Curiosae*, das unter Happels Ägide als eines der ersten deutschsprachigen Periodika von 1681-1691 in Hamburg erscheint.<sup>44</sup> Im Format einer Wochenschrift bringt Happel darin Berichte über Denkwürdigkeiten jedweder Art heraus, deren thematisches Spektrum sich von neuesten Erfindungen, über Wunder, Gespenstererscheinungen, Katastrophen, exotischen Tieren oder Völkern bis zu ungewöhnlichen Orten wie Bergen oder Höhlen und eben auch Reisen in entlegene Regionen erstreckt. So entsteht über Jahre ein Raritäten-Kabinett von Klatsch-Relationen, welche unverhohlen die Neugier des curiosen Lesers befriedigen. Das Projekt scheitert dabei nicht, sondern ist im Gegenteil überaus erfolgreich.<sup>45</sup> Die *Relationes* finden über Jahre hinweg regen Absatz, erscheinen sogar gebündelt in einer fünfbändigen monumentalen Buchausgabe und haben im 17. und 18. Jahrhundert auch über Happels Tod hinaus etliche Fortsetzer und Nachahmer.<sup>46</sup>

Mit Blick auf Iversens Reisebericht ist für Happel die kompulatorische Arbeitsweise typisch, nach der er den Wortlaut bei Olearius weitgehend wörtlich übernimmt, gemäß seines Stilempfindens sprachlich glättet und an einigen Stellen auch durch einbettende Kommentare ergänzt.<sup>47</sup> Hierzu zählt Happels Einführung in den Iversen-Bericht, in der er die Herkunft seiner Quelle verschleiert und angibt, dass ihm die Geschichte Iversens

**42** | Hierzu zählen u.a. *Der Asiatische Onogambo* (1673), *Der Europäischen Tororan* (1673), *Der Insulanische Mandorell* (1682), *Der Afrikanische Tarnolast* (1689) oder *Der Teutsche Carl* (1690).

**43** | Vgl. zur didaktischen Anlage der Romane im Sinn einer literarischen Geographie Stockhorst (2007), 663-666.

**44** | Vgl. als Überblick hierzu Hübner (1990). Im Folgenden wird aus Happels *Relationes Curiosae* direkt im Haupttext unter der Sigle *RC* zitiert.

**45** | Diskurse zum Scheitern englischer Zeitungsprojekte um 1700 untersucht der Beitrag von Birte Bös in diesem Band.

**46** | Zur Rezeption sowie zum genregeschichtlichen Hintergrund Fauser (1996).

**47** | Textgrundlage ist wahrscheinlich die Erstausgabe von 1669, da erst 1696 eine zweite Auflage der *Orientalischen-Reisebeschreibungen* in Hamburg erscheint.

durch die mündliche Erzählung von dessen Bruder vertraut sei. Anschließend schiebt er den Olearius-Text ein und erhält so die drastische Unmittelbarkeit der situativen Erzählweise im Originaltext. Charakteristisch ist dabei, dass Happel den Iversen-Bericht insgesamt auf wenigen Seiten strafft und – dies ist sicher der erforderlichen Kürze im periodisch erscheinenden Wochenblatt geschuldet – die Erzählung alsbald mit dem glücklichen Wiedersehen des Vaters in Husum abschließt, das er publikumswirksam als sentimentale Rührszene präsentiert. Entscheidend für die Straffung des Erzählvorgangs ist dabei letztlich die narrative Fokussierung auf den Schiffbruch. Die übrigen Teile von Iversens Bericht lässt Happel kurzerhand fort. Im Sinn des curiösen Leserbedürfnisses konzentriert sich Happel somit gezielt auf das Spektakulum des Scheiterns und spitzt Iversens Erlebnisse gegenüber der Fassung bei Olearius noch einmal forcierter als Rettungserzählung zu. Herzstück der so arrangierten Erzähllogik ist die Bündelung und Verstärkung der bei Iversen verstreuten Motive göttlicher Voraussicht und christlicher Erbauung. Neben der spruchartigen Einrückung als Kolumnentitel<sup>48</sup> belegt dies am deutlichsten der Gebrauch des zitierten Schlussepigramms *An den Leser*, das auch Happel an das Ende des Zeitungsberichts stellt. Allerdings tilgt er die ersten vier Verse und beschränkt den Text dadurch auf die Reflexion der göttlichen Vorsicht:

So sieht man wie die Hand des höchsten kann walten,  
Die kann, wo niemand kann, in höchster Not erhalten:  
Dies, daß man glauben soll, hat GOTT darum getan:  
Wo Menschen Hülff erstirbt, fängt Gottes Hülff erst an. (RC, 106)

Diese Stoßrichtung unterstreicht Happel zudem durch einen nachgestellten Kommentar, der die Lehre der als *subscriptio* präsentierten Verse verdoppelt. Die gesamte Erzählfolge wird dabei in der Perspektive desjenigen abgeschlossen, der die Geschichte vorgeblich aus der mündlichen Wiedergabe von Iversens Bruder rekapituliert. Am Ende überführt Happel die Erzählung mithin in eine gefällige Rahmenkonstruktion:

48 | Vgl. die Zwischenüberschrift »Die hilfreiche Hand des Allmächtigen« (RC, 101).

Freilich ist dieses ein Exempel, daran wir sehen können die unendliche Barmherzigkeit des allgütigen Gottes und die unbegreifliche Allmacht des Allerhöchsten, welche einen mitten aus den tobenden Wellen reißen und gnugsam erweisen kann, daß ihm seine Hand niemalen könne verkürzt werden, denjenigen, der dem Tode schon im Rachen steckt, zu erretten. (Ebd.)

Auch bei Happel zeigt das Beispiel zunächst den spezifisch frühneuzeitlichen Umgang mit dem Scheitern im Wortsinn an. In der Situation des Schiffbruchs schlägt die Zielorientierung menschlichen Handelns unvermittelt in Orientierungslosigkeit um. Im Scheitern ist der Mensch ausgeliefert. Zu seiner Rettung bedarf es der eingreifenden Hand Gottes, so dass sich die Allmacht und Barmherzigkeit des Schöpfers am Probierstein des Scheiterns erweisen und den Menschen erbauen kann.

Als Schlussgedanke lässt sich jedoch auch eine alternative Lesart plausibilisieren. Denn bewertet man die skizzierten Techniken der narrativen Verschärfung bei Happel im Horizont ihrer journalistisch sehr erfolgreichen Verwertung, gerät der moralische Anschein im edlen Gewand protestantischer Erbauungsliteratur leicht zum Feigenblatt eines Profiteurs des Kuriosen, der die Schaulust kapitalisiert.<sup>49</sup> Der christliche Deckmantel mag dabei auch als Mittel der Selbstlegitimation willkommen sein. Mit der Vermarktung des Kuriosen im Sinn eines Schiffbruchs mit Leser geht bei Happel schließlich eine Ökonomisierung des Scheiterns einher.<sup>50</sup> Gesetzt ist damit auf ein Interesse am Scheitern, mit dem sich bis heute guter Gewinn machen lässt. Denn mit dem Scheitern anderer kann man herzlich vergnügen, erbauen und verdienen.

---

**49** | Untermauert wird Happels Faszination für den Iversen-Bericht, aber auch sein Geschick, ihn wirkungsvoll zu vermarkten, durch seine literarische Einflechtung in die Erzählfiktion des 1687/88 erschienenen Geschichtsromans *Der französische Cormantin*.

**50** | Insofern fügt Happel den Schiffbruch in eine Marktlücke, die zu dieser Zeit in den Niederlanden längst ausgereizt wird. Vgl. besonders den anhaltenden Erfolg des populären Ostindien-Berichts *Journalen van de gedenckwaerdige reijssen* des berüchtigten VOC-Kapitäns Willem Ysbrandszoon Bontekoe. Driessen (1996), 35 bemerkt zur Verbreitung: »Nur die Bibel wurde in Holland damals öfter verkauft als dieses Buch: 1646 zum ersten Mal verlegt, erschienen bis 1800 über siebzig Ausgaben.«

## QUELLEN

- Fleming, Paul (1986): *Deutsche Gedichte*, hg. v. Volker Meid, Stuttgart.
- Goethe, Johann Wolfgang (2007): *Sämtliche Gedichte*, mit einem Nachwort v. Karl Eibl, Frankfurt a.M.-Leipzig.
- Grimm, Jacob & Wilhelm (1893): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 14: R – Schiefe, Leipzig.
- Grimm, Jacob & Wilhelm (1899): *Deutsches Wörterbuch*, Bd. 15: Schiefeln – Seele, Leipzig.
- von Grimmelshausen, Hans Jacob Christoffel (2007): *Courasche/Springinsfeld/Wunderbarliches Vogelnest I und II/Rathstübel Plutonis*, hg. v. Dieter Breuer, Frankfurt a.M.
- Gryphius, Andreas (1963): *Sonette*, hg. v. Marian Szyrocki, Tübingen (Gesamtausgabe der deutschsprachigen Werke I).
- Happel, Eberhard Werner (1990): *Größte Denkwürdigkeiten der Welt oder Sogenannte Relationes Curiosae*, hg. v. Uwe Hübner/Jürgen Westphal, Berlin.
- Henkel, Arthur und Schöne, Albrecht (Hg.) (1996): *Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts*, Stuttgart-Weimar.
- Herder, Johann Gottfried (1795): »Voraussicht und Zurücksicht. Ein Gespräch«, in: *Neue deutsche Monatsschrift* 1, 71-75 (Digitalisat des Erstdrucks unter [www.ub.uni-bielefeld.de/cgi-bin/neubutton.cgi?pfad=/diglib/aufkl/neudeutmon/109951&seite=00000072.TIF](http://www.ub.uni-bielefeld.de/cgi-bin/neubutton.cgi?pfad=/diglib/aufkl/neudeutmon/109951&seite=00000072.TIF); Zugriff am 6.10.2014).
- von Kleist, Heinrich (2001): *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Helmut Sembdner, München.
- Kluge, Friedrich (1989): *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Unter Mithilfe von Max Bürgisser und Bernd Gregor völlig neu bearbeitet von Elmar Seebold, <sup>22</sup>Berlin-New York.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1970): *Gedichte – Fabeln – Lustspiele*, hg. v. Herbert G. Göpfert, München (Werke I).
- Lessing, Gotthold Ephraim (1972): *Frühe kritische Schriften*, hg. v. Herbert G. Göpfert, München (Werke III).
- Olearius, Adam (1656): *Vermehrte Neue Beschreibung Der Muscowitischen und Persischen Reyse So durch gelegenheit einer Holsteinischen Gesandtschaft an den Russischen Zaar und König in Persien geschehen*, Schleswig.
- Olearius, Adam (Hg.) (1669): *Orientalische Reise-Beschreibung. Jürgen Andersens aus Schleßwig/Der Anno Christi 1644 außgezogen/und 1650 wie-*

der kommen. Und Volquard Iversen aus Hollstein/So Anno 1655 außgezogen/und 1668 wieder angelanget. Sind beyde respective durch Ost-Indien/Sina/Tartarien/Persien/Türckeyen/Arabien und Palestinam gezogen. Und haben zu Wasser und Land viel merckliche Dinge gesehen und erfahren [...]/Heraus gegeben Durch Adam Olearium [...] Mit dessen Notis, und etlicher Oerter Erklärungen/Sampt vielen Kupfferstücken, Schleswig (vollständiges Digitalisat abrufbar unter <http://books.google.de>; Zugriff am 10.10.2014).

Röhrich, Lutz (1973): *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, Bd. 2: Maul bis zwölf, 3Freiburg-Basel-Wien.

## LITERATUR

- Blumenberg, Hans (1979): *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*, Frankfurt a.M.
- Brenner, Peter J. (1990): *Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsbericht als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte*, Tübingen.
- Dehrmann, Mark-Georg (2007): »Die problematische Bestimmung des Menschen. Kleists Auseinandersetzung mit einer Denkfigur der Aufklärung, im Aufsatz, den sichern Weg des Glücks zu finden, im Michael Kohlhaas und der Hermannsschlacht«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 2, 193-227.
- Driessen, Christoph (1996): *Die kritischen Beobachter der Ostindischen Compagnie. Das Unternehmen der »Pfeffersäcke« im Spiegel der niederländischen Presse und Reiseliteratur des 17. Jahrhunderts*, Bochum.
- Fausser, Markus (1996): »Klatschrelationen im 17. Jahrhundert«, in: Schmidt-Glintzer, Helwig (Hg.): *Fördern und Bewahren. Studien zur europäischen Kulturgeschichte der frühen Neuzeit*, Wiesbaden, 255-263.
- Flieg, Anne (2009): »Glück«, in: Breuer, Ingo (Hg.): *Kleist-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Stuttgart-Weimar, 329-331.
- Fromholzer, Franz/Wesche, Jörg (2012): »»Ich bin nicht itzo ich.« Flemings Psalmenübersetzung im Kontext der frühneuzeitlichen Bußpraxis«, in: Arend, Stefanie/Sittig, Claudius (Hg.): *Was ein Poete kan! Studien zum Werk von Paul Fleming 1609-1640*, Berlin-New York, 141-158.
- Guthke, Karl S. (2003): *Lessings Horizonte. Grenzen und Grenzenlosigkeit der Toleranz*, Göttingen.

- Hansen, Uffe (2005): »Grenzen der Erkenntnis und unmittelbare Schau. Heinrich von Kleists Kant-Krise und Charles de Villers«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 79, 433-471.
- Hille, Martin (2010): *Providentia Dei, Reich und Kirche. Weltbild und Stimmungsprofil altgläubiger Chronisten 1517-1618*, Göttingen.
- Hübner, Uwe (1990): »Nachwort«, in: Happel, Eberhard Werner: *Größte Denkwürdigkeiten der Welt oder Sogenannte Relationes Curiosae*, hg. v. Uwe Hübner und Jürgen Westphal, Berlin, 491-499.
- Jahn, Bernhard (1993): *Raumkonzepte in der Frühen Neuzeit. Zur Konstruktion von Wirklichkeit in Pilgerberichten, Amerikareisebeschreibungen und Prosaerzählungen*, Berlin.
- Krajewski, Markus (Hg.) (2004): *Projektemacher. Zur Produktion von Wissen in der Vorform des Scheiterns*, Berlin.
- Lohmeier, Dieter (1980): »Nachwort«, in: Lohmeier, Dieter (Hg.): *Orientalische Reise-Beschreibungen*. Jürgen Andersen und Volquard Iversen. In der Bearbeitung von Adam Olearius. Nachdruck der Ausgabe Schleswig 1969, Tübingen, 1\*-35\*.
- Lugowski, Clemens (1994): *Die Form der Individualität im Roman. Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung*, Frankfurt a.M.
- Neymeyr, Barbara (2003): »Die Proklamation schöpferischer Autonomie. Poetologische Aspekte in Goethes *Prometheus*-Hymne vor dem Horizont der mythologischen Tradition«, in: Hildebrand, Olaf (Hg.): *Poetologische Lyrik von Klopstock bis Grünbein. Gedichte und Interpretationen*, Köln-Weimar-Wien, 28-49.
- Palmyre, Danielle (2009): *Kreolische Kultur und Religion in Mauritius*, Ostfildern.
- Schulz, Gerhard (2007): *Kleist. Eine Biographie*, München.
- Starck, Thomas (1994): *Exotische Erfahrung und Intersubjektivität. Reiseberichte im 17. und 18. Jahrhundert. Genregeschichtliche Untersuchung zu Adam Olearius – Hans Egede – Georg Forster*, Paderborn.
- Stockhorst, Stefanie (2007): »Nachwort«, in: Stockhorst, Stefanie (Hg.): *Der Insulanische Mandorell (1682)*, Berlin, 625-670.
- Streller, Siegfried (2002): »Ambivalentes Frauenbild in Grimmelshausens *Courasche*«, in: *Simpliciana* XXIV, 67-78.

- Werbick, Jürgen (2000): »Scheitern«, in: Kasper, Walter/Baumgartner, Konrad (Hg.): *Lexikon für Theologie und Kirche*, Bd. 9: San bis Thomas, Freiburg, Sp. 121.
- Wolf, Burkhardt (2013): *Fortuna di mare. Literatur und Seefahrt*, Zürich-Berlin.